

Format de citation

Fiedler, Wilfried: Rezension über: Uwe Hinrichs / Thede Kahl / Petra Himstedt-Vaid (eds.), Handbuch Balkan, Wiesbaden: Harrassowitz Verlag, 2014, in: Südost-Forschungen, 76 (2017), S. 284-298, <https://recensio-stag.lorax.syslab.com/r/89f11eaa8bca4e76af932bcd911fb3d3>



copyright

Cet article peut être téléchargé et/ou imprimé à des fins privées. Toute autre reproduction ou représentation, intégrale ou substantielle de son contenu, doit faire l'objet d'une autorisation (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

Kritisch anzumerken ist die relativ hohe Zahl orthographischer Fehler, die eine stärkere Einbindung eines Lektorats durch den Verlag wünschenswert erscheinen lassen. Wenngleich man in der Textmasse darüber hinwegsehen kann, fallen der systematische Fehler „v..a“ statt „v. a.“ und namentlich der in Klammern offenbar für eine Endredaktion vorgesehene Hinweis „(müssten doch die Komitate sein oder???)“ (118) auf.

Der Archivführer, den Bernhard Heigl, Petra Rezac und Thomas Şindilariu hier vorlegen, erfüllt sein selbst gesetztes Ziel, über die Bestände zur deutschen Minderheit im Burzenland zu orientieren. Vielleicht werden ja auch noch die kleineren, in diesem Band nicht berücksichtigten Archive mit einem solchen Werk gewürdigt? Die Bestände sind nicht nur für die siebenbürgische, die deutsche oder die rumänische Geschichte relevant, sondern für die europäische Geschichte und ihre Akteure. Zugestandenermaßen gestaltet sich die Recherche in den Handschriften etwas aufwendig, aber erstmals steht einer breiten Öffentlichkeit ein Mittel bei der Hand, um auf diese Schriften überhaupt sinnvoll zugreifen zu können und weitere Forschungen zu ermöglichen. Das ist ein großes Verdienst und hinsichtlich der Greifbarkeit von Archivalien ein nicht zu unterschätzender Meilenstein, der den Herausgebern gelungen ist und hoffentlich die Archivaliennutzung vorantreibt.

Regensburg

Andreas Becker

Handbuch Balkan. Hgg. Uwe HINRICHS / Thede KAHL / Petra HIMSTEDT-VAID. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2014 (Slavistische Studienbücher. Neue Folge, 23). VII, 844 S., zahlr. Abb. u. Kt., ISBN 978-3-447-06756-0, € 39,80

Dieses Handbuch besteht aus vier Hauptteilen: I. Geschichte, II. Europäisierung, III. Sprachen, IV. Materielle und geistige Kultur. Jedoch enthält es außerdem noch einen „Vorspann“ mit drei Beiträgen, in denen Themen abgehandelt werden, die den Herausgebern offenbar so stark interdisziplinär erschienen, dass sie sie den vier erwähnten Teilen nicht zuordnen mochten.

HARALD HAARMANN geht es in seinem Beitrag „Die Donauzivilisation – Die älteste Hochkultur Europas“ (9-47) v. a. darum, das Europabewusstsein über die „epische Epoche Homers“ im 8. Jh. v. Chr. hinaus in die vorindogermanische Vergangenheit – bis etwa 6500 v. Chr. – auszuweiten. Aufbauend auf den besonders von der litauisch-amerikanischen Archäologin und Sprachwissenschaftlerin Marija Gimbutas in dem Begriff „Alteuropa“ zusammengefassten Erkenntnissen und den Grabungen der letzten Jahrzehnte, zumal in den östlichen Balkanländern, entwirft er ein Bild des Ackerbaus und der nicht zuletzt über die Donau betriebenen Handelsbeziehungen der durch egalitäre Sozialstrukturen charakterisierten vorindogermanischen Bevölkerung. Deren Spuren leben über Substratelemente in den späteren europäischen Sprachen, speziell im Griechischen, in Elementen

der Folklore und der materiellen Volkskultur fort. In den 1972 entdeckten Gräbern einer Nekropole von Varna und anderen Fundorten des östlichen Balkans fanden sich sodann Beweise für den soziopolitischen Umbruch und den Prozess der Indoeuropäisierung (ab 4500 v. Chr.). Dieser war mit der Institutionalisierung gesellschaftlicher Positionen, politischer Macht und sozialer Ränge verbunden und löste die egalitären Sozialstrukturen ab. Zum Schluss findet Haarmann erstaunliche Zusammenhänge der vorindogermanischen bildenden Kunst mit dem bildnerischen Schaffen der Neuzeit wie Moore, Giacometti und v. a. des aus Rumänien stammenden Constantin Brâncuși.

In der Tradition der klassischen deutschsprachigen geographischen Balkanforschung (C. Sax, H. Louis etc.) steht der Artikel von PETER JORDAN „Der Naturraum Balkan als Ort menschlichen Handelns“ (49-85). Er umreißt zunächst die verschiedenen Definitionen des Balkan-Begriffs, erkennt, dass eine Selbstzuordnung zum Balkan eigentlich nur für Albanien, Makedonien und Bulgarien gilt – im Wesentlichen also das Gebiet, das man aus sprachwissenschaftlicher Sicht als den Kern des balkanischen Konvergenzareals bezeichnen würde –, entscheidet sich dann aber letztlich für den Südosteuropabegriff des Ständigen Ausschusses für geographische Namen, bezieht aber die katholischen Länder des ehemaligen Jugoslawiens doch mit ein. Detailliert beschrieben werden in diesem Raum die „die gesellschaftliche Entwicklung bestimmenden naturgeographischen Merkmale“ (49): die Lage in Europa, die Rolle der Meere und Meeresküsten sowie der großen Flüsse, der Tiefländer und Gebirge. Der Beitrag ist mit zahlreichen informativen Karten und Fotos ausgestattet.

Einen für alle an Südosteuropa interessierten Leser hochwillkommenen Beitrag liefert THEDE KAHL mit „Ethnische, sprachliche und konfessionelle Struktur der Balkanhalbinsel“ (87-134). Er stellt ihm ein Zitat des berühmten, aber v. a. bei Ethnographen sehr umstrittenen serbischen Geographen Jovan Cvijić voran: „In Europa gibt es kein einziges Gebiet, dessen ethnographische Karte so schnell veraltet wie die der Balkanhalbinsel“ (87), doch wird man Kahl gern bescheinigen, dass er versucht, die wesentlichen Merkmale dieser Entwicklung für die Gegenwart und mit besonderer Betonung der nationalen Minderheiten gewissermaßen im Vorbeiflug zu erhaschen. Der Artikel ist in „A. Sprachen“ und „B. Religionen“ gegliedert. Bei allen Sprachgemeinschaften werden außer ihres Status und ihrer religiösen Zugehörigkeit nach Möglichkeit die Sprecherzahlen angegeben. Neben der ausführlichen Beschreibung der turksprachigen Völker erscheint mir besonders interessant, dass er hinsichtlich der „Nachfolgesprachen des Serbokroatischen (BKMS)“ „von einer einzigen plurizentrischen Sprache mit mehreren nationalen Redaktionen oder Ausdrücken (izrazi) und entsprechend vielen Bezeichnungen“ (100) spricht. In Teil B werden alle Religionsgemeinschaften bis in die feinsten Verästelungen charakterisiert, wobei neben dem aktuell wichtigen Kapitel über die Varianten des Islams besonders das Verhältnis der vielfältigen unierten Riten zum Katholizismus recht spannend beschrieben ist.

I.: Anders als für den Geographen Peter Jordan (s. o.) gehören für den Historiker HOLM SUNDHAUSSEN in seiner „Geschichte des Balkans: Eine Skizze“ (135-176) „aus historischer Langzeitperspektive“ (135) Kroatien (und Slowenien) nicht zum Balkanraum. Er liefert einen Beitrag zu der kontrovers diskutierten Frage, ob es über die Geschichte der einzel-

nen Staaten hinaus auch eine transnationale Geschichte des Balkanraums als historischer Region sui generis gibt, für ihn v. a. eine Migrationsgeschichte. So betont er, dass selbst die Sprache bei der Konstruktion von (biologischen) Abstammungsgemeinschaften – „Ethnien“ – versagt. Aus dieser Sicht charakterisiert er drei Epochen: 1. „Das byzantinische Millennium. Mittelalterliche Imperien und Herrschaftsbildungen“, untergliedert in eine spätromisch-frühbyzantinische Periode, eine mittelbyzantinische Periode, in der das Latein als Amtssprache durch das Griechische ersetzt wurde, und die spätbyzantinische Zeit bis zum Fall von Konstantinopel (1453); 2. „Das osmanische Halbmillennium. Aufstieg und Konsolidierung der osmanischen Herrschaft“. In diesem Bereich wird die Stellung von Christen und Juden dargestellt, die (nicht zwangsweise) durchgeführte Islamisierung, die u. a. dazu führte, dass die Albaner im 16. Jh. innerhalb der zahlreichen „konvertierten Oberschichten des Sultanreiches“ an die führende Stelle gelangten, jedoch erst im 17./18. Jh. ihren Höhepunkt erreichte. Zur Zeit der Neuordnung im 19. Jh. (Tanzimat) war der europäische Teil des Osmanischen Reichs dann bereits im Verfall begriffen. 3. „Nationalstaaten und Nationen im 19. und 20. Jh. Von den Befreiungskriegen zur Konfrontation“. Hier werden die Entwicklung der einzelnen heute auf dem Balkan bestehenden Staaten und die vielfältigen Kriege dargestellt: Sundhaussen kommt zu dem Schluss, dass vom Beginn der „Orientalischen Krise“ bis zum Kosovo-Krieg 1999 der Balkanraum ganz oder zu Teilen in zwölf Kriege verwickelt war.

WOLFGANG HÖPKEN behandelt in seinem Beitrag „Erinnerungskulturen: Vom Zeitalter der Nationalstaatlichkeit bis zum Post-Sozialismus“ (177-240) die Rolle des Blicks in die Vergangenheit bei der Etablierung der Nationalstaaten im 19. und 20. Jh. Während bei den Serben und Kroaten der Rekurs auf die Traditionen mittelalterlicher Staatlichkeit – bei den Serben insbesondere auch die Erinnerung an die Schlacht auf dem Amselfeld 1389 – die wichtigste Rolle spielte, waren es bei Griechen, Rumänen und Albanern „vornehmlich ethnogenetische Ursprungserzählungen, über welche die moderne Nation imaginiert wurde“ (186). Die Bulgaren hingegen beriefen sich v. a. auf die kulturellen Leistungen der „Slawenapostel“ Kyrill und Method im Mittelalter und geraten dadurch in einen Konflikt mit dem modernen Makedonien. Interessant sind in diesem Teil des Artikels u. a. die „gespaltenen Anknüpfungen“, z. B. bei den Griechen der Bezug einerseits auf die Antike, andererseits auf Byzanz, bei den Rumänen die römisch-dakische Problematik. Der Autor schließt an die historischen Kapitel eine Darstellung der Schwierigkeiten bei der Schaffung einer einheitlichen Erinnerungskultur in den nach dem 1. Weltkrieg entstandenen multinationalen Staaten Rumänien und Jugoslawien an, die sich nach der Zäsur des 2. Weltkriegs im Falle Jugoslawiens noch schärfer wiederholten und schließlich zum Zerfall führten. Die wohl problematischsten Teilgebiete – die Identitätsfindung Makedoniens (mit dem Anspruch auf die antiken Makedonen) – wird in diesem insgesamt außerordentlich interessanten Beitrag relativ kurz, das Problem einer gemeinsamen oder differenzierten Identität der Albaner in Albanien, Kosovo, Makedonien usw. eher nur am Rande abgehandelt.

II.: Das für die gesamte Geschichte des Balkans so bestimmende Phänomen der Wanderungsbewegungen auf dem Balkan wird von ANNE-KATHRIN WILL in der Gegen-

wart analysiert: „Bereits angekommen und noch auf dem Weg – Migration und Integration auf dem Balkan“ (241-260). Dargestellt wird sowohl die Emigration von Minderheiten in der „realsozialistischen“ und in der Nachwendezeit als auch die Arbeitsemigration in den letzten Jahrzehnten, die in einigen Balkanländern (v. a. Republik Moldau, Bosnien-Herzegowina und Albanien) durch Rücküberweisungen einen wesentlichen wirtschaftlichen Faktor darstellt. In diesem Zusammenhang werden auch die Perspektiven der einzelnen Länder für die und durch die EU-Mitgliedschaft erörtert.

Die nächsten sechs Beiträge, oder wenigstens die ersten fünf, erscheinen auf den ersten Blick nach ihren Titeln ganz parallel: CORINNA LESCHBER: „Bulgarien nach 1989“ (261-284), WOLFGANG DAHMEN: „Rumänien nach 1989“ (285-300), VIKTOR ZAKAR: „Die Republik Makedonien nach 1989“ (301-310), DENNIS DIERKS/SABINE WILLENBERG: „Bosnien-Herzegowina nach 1989“ (311-344) und VLADIMIR IVANOVIĆ: „Serbien und Montenegro nach 1989“ (345-362). MICHAEL SCHMIDT-NEKE weicht im Titel ein wenig ab: „Albanien in Europa“ (363-378), und er bringt vor der Behandlung der Nachwendezeit auch einen kurzen Überblick über die Geschichte des Landes seit dem 19. Jh. Albanien hatte sich unter Enver Hoxha mit seiner extrem stalinistischen Politik zu dem von den Normen des übrigen Europas am weitesten entfernten Land entwickelt und hatte deshalb auch bei seiner Rückkehr nach Europa mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen.

An dieser Stelle fällt zunächst auf, dass die Herausgeber darauf verzichtet haben – abgesehen einmal von den beiden „katholischen“ südslawischen Republiken –, den beiden neuesten und wohl auch in ihrer Entwicklung der letzten Jahrzehnte kompliziertesten Staaten der Region – die Republik Moldau und das Kosovo – besondere Beiträge einzuräumen. Dass aber auch Griechenland fehlt, zeigt ganz deutlich, dass es in diesen Beiträgen in erster Linie um die Bewältigung der „realsozialistischen“ Phase geht. So werden also bei den Staaten, die früher dem Warschauer Pakt (zu Beginn oder bis zu seinem Ende) angehörten, d. h. einschließlich Albaniens, v. a. die Veränderungen in den Parteien- und Regierungsverhältnissen dargestellt. Diese Prozesse gingen meist mit großen wirtschaftlichen Problemen einher. Deutlich wird überall das Bestreben, sich möglichst bald den europäischen und atlantischen Gemeinschaften anzuschließen. Dabei hebt Wolfgang Dahmen eine bemerkenswerte Unterschiedlichkeit hervor: „Grundsätzlich ist festzuhalten, dass der Systemwechsel in Rumänien anders verlief als etwa in Nachbarländern wie Bulgarien und Ungarn. Vom Anfang an war damit klar, dass es in vielen Bereichen einen radikaleren Bruch mit dem bisherigen Regime und dessen Institutionen geben musste, auch wenn gerade die meisten Protagonisten der ersten Stunde aus den alten Kadern der Kommunistischen Partei stammten, die an manchen Stellen dann doch eher auf einen sanfteren Übergang zu drängen versuchten“ – in den anderen Ländern bekamen die entsprechenden Kräfte ihre Chance erst, nachdem die zunächst an die Macht gelangten bürgerlich-oppositionellen Kreise die Bevölkerung nicht hatten zufriedenstellen können. Ganz anders und ganz unterschiedlich erfolgte, wie die drei hier einschlägigen Beiträge zeigen, zur gleichen Zeit die Wende in den aus dem Zerfall Jugoslawiens hervorgegangenen Ländern. In Makedonien sollte es die Zeit der nationalen Identitätsfindung werden. Die verlief im Großen und Ganzen friedlich und führte auch,

was die hier besonders komplizierte und vielfältige Minderheitenproblematik anbelangt, zu relativ positiven Ergebnissen, führte aber durch die geradezu verzweifelte Suche nach einer historischen Anknüpfung der Identität bis in die Antike zu ernsthaften Konflikten mit den Nachbarländern, zumal mit Griechenland. Als ein „dauerhaftes Provisorium“ stellt sich Bosnien-Herzegowina dar: Die komplizierte staatliche Struktur besteht aus einer mit nur geringen Machtbefugnissen ausgestatteten Zentralregierung, zwei nahezu selbständigen, ethnisch-religiös geprägten Teilrepubliken und dem kleinen „neutralen“ Übergangsgebiet von Brčko. Sie ist durch das sog. Dayton-Abkommen vom November 1995 entstanden, das immerhin einen vierjährigen katastrophalen Kriegszustand beendete. Serbien hingegen, das ehemalige „Kernland“ Jugoslawiens, schien zunächst unter Milošević ähnlich wie auch Montenegro unter Bulatović die jugoslawische Entwicklung relativ glatt fortzusetzen. Das Kosovo-Problem, das 1999 in das militärische Eingreifen der NATO mündete, und die schließlich erfolgte Abspaltung Montenegros haben Serbien zunächst immer weiter geschwächt, und sie führten im Jahre 2000 zum Sturz Miloševićs. Umso erstaunlicher ist es bei diesem Verlauf der Geschichte, dass sich bald danach die Beziehungen zum Westen entscheidend verbesserten und es schließlich dazu kam, dass Serbien – nach der Auslieferung Miloševićs und anderer Politiker, die sich für Kriegsverbrechen zu verantworten hatten – von den Staaten des westlichen Balkans neben Montenegro die wohl besten Chancen für eine EU-Mitgliedschaft erlangt hat.

Einen zusammenfassenden und gleichwohl sehr detailreichen Beitrag zur Ökonomie der Balkanstaaten – diesmal der Staaten südlich von Rumänien und Slowenien, also unter Einbeziehung Kroatiens – liefert SPIRIDON PARASKEWOPOULOS mit seinem Beitrag „Wirtschaftliche Perspektiven des Balkans“ (379-408). Er vergleicht die gesamte Wirtschaftsleistung, besonders also das nominale Bruttoinlandsprodukt aller einschlägigen neun Staaten, und stellt die Entwicklungsperspektiven (u. a. Wirtschaft und EU-Beitritt) jedes einzelnen Staates dar. Aus dem Tabellenanhang geht hervor, dass etwa im Jahre 2011 das Bruttoinlandsprodukt Griechenlands fast dreimal so stark war wie das des Durchschnitts der Balkanländer mit weitem Abstand vor Kroatien und vor Montenegro, wo es ungefähr diesem Durchschnitt entsprach, sowie vor Serbien und Bulgarien, die merklich unter dem Durchschnitt lagen. Die „Schlusslichter“ bilden die (mindestens in der Vergangenheit) muslimisch geprägten Länder Bosnien-Herzegowina, Albanien und Kosovo.

III.: Der Leser, der sich nunmehr direkt über die Sprachen Südosteuropas informieren möchte, wird in diesem Handbuch relativ wenig Konkretes über die grammatischen Strukturen der einzelnen Sprachen finden. Die Autoren der beiden ersten Artikel dieses Teils – XHELAL YLLI mit „Internationalisierung des Albanischen“ (409-414) und UWE HINRICHS mit „Internationalisierung des Bulgarischen und Serbischen“ (415-434) – stellen die Angleichung der südosteuropäischen Sprachen an die Sprachenwelt der neuesten Zeit im Bereich der Lexik dar. Dabei unterscheiden sich die beiden Beiträge in der Konzeption: Ylli beschränkt sich auf eine Untersuchung des neuen Wortschatzes im Albanischen, zunächst vor dem Hintergrund der starken Isolierung Albaniens vor 1990, die z. B. große Unterschiede im modernen Wortschatz Albaniens und Kosovos bewirkte. Danach erst geht

der Autor auf die Rolle des Englischen nach der politischen Wende ein. Davor war, wie er feststellt, die Zahl der Anglizismen im Standardalbanischen kleiner „als in jeder anderen Sprache Europas“ (410), inzwischen dürfte das Albanische den übrigen Sprachen Südosteuropas in dieser Hinsicht kaum nachstehen. Hinrichs, der sich beim Wortschatz von vornherein auf die modernen Internationalismen beschränkt, kann für die beiden südslawischen Sprachen auf eine viel größere Zahl von Spezialdarstellungen zurückgreifen als Ylli. So vermag er auch eine weiter gefächerte Struktur der Gesamtproblematik zu entwerfen, die so reich ist, dass sie sich im Rahmen eines so kurzen Beitrages weitgehend auf Aufzählungen beschränken und deshalb skizzenhaft bleiben muss. Darüber hinaus enthält dieser Artikel auch einen Beitrag zur Internationalisierung der Struktur der südslawischen Sprachen und stellt die Frage „Wie europäisch sind das Bulgarische und das Serbische?“ – ohne sie zu beantworten. Am ehesten hätte wohl der Leser konkrete, vergleichende Darstellungen der Sprachen des Balkans in KLAUS STEINKES Artikel „Balkanlinguistik“ (435-451) erwartet. Der Beitrag ist jedoch rein theoretisch ausgerichtet, und er zeigt auch die tiefe Krise, in der dieser Wissenschaftszweig verharret. Als Grundbegriffe, die der Klärung bedürfen, werden zunächst „Balkansprache“, „Balkanismus“, „Balkansprachbund“ und „Balkanlinguistik“ herausgehoben (435).

Für Steinke ist der „Balkanismus“ weiterhin „fraglos der zentrale Begriff“ der Balkanlinguistik (439), doch er hat diesen Begriff hier auch nicht weiter definiert und zeigt so, dass er sich für die Theorienbildung wohl nicht so gut eignet. Vielmehr begnügt sich der Autor damit, die Rolle des „Balkanismus“ in der Geschichte der Forschung zu beleuchten. So beginnt er mit der Aufzählung der sieben 1862 von Franz Miklosich aufgestellten Phänomene (1. velle-Futurum, 2. Zusammenfall von Genitiv und Dativ, 3. zentraler, ungerundeter Vokal (ë, ä, ѣ), 4. Bildung der Numeralia 11-19, 5. Infinitivverlust, 6. postponierter Artikel, 7. enklitische Possessivpronomen) und führt den Leser durch die von ihm selbst 1976 postulierten sechs Merkmale und Kriterien der Balkanismen, die jedoch „einer rigorosen Überprüfung kaum standhalten“ (441) und zu Uwe Hinrichs Beitrag von 1999¹, der gewiss den neuesten Forschungsstand und Höhepunkt zur Balkanismus-Problematik repräsentiert. Für den deutschsprachigen Leser, der keine Balkansprache kennt, hätte er hier mit konkreten Beispielen wenigstens auf einige der zuletzt von Hinrichs gebrachten Ergänzungen und Präzisierungen eingehen und so zu Diskussionen anregen können. Wahrscheinlich ist es müßig, nach einer genauen Definition von „Balkanismus“ zu forschen. Theoretisch müsste es – wenn neben einer Balkanlinguistik eine Eurolinguistik existiert – auch den Balkanismen entsprechende „Europäismen“ geben, Phänomene, die in allen oder fast allen europäischen Sprachen vorhanden wären (etwa so „triviale“ Merkmale wie das Vorhandensein der Personenkategorie im Verbalsystem). Die von der Wissenschaft geforderte Pflicht, eine adäquate Theorie für das Phänomen zu finden, wäre damit auf eine übergeordnete Ebene gehoben. Außerdem, wenn Steinke zu Recht betont, dass „profunde Untersuchungen sich [...] in erster Linie auf Material aus den Dialekten stützen“ müssen (437), so wäre es fraglich, ob viele moderne gegische Mundarten (vor der Beeinflussung durch die „vereinheitlichte albanische Schriftsprache“) überhaupt zu den „Balkansprachen“ –

um auch kurz auf den von Steinke als ersten genannten Terminus einzugehen – gehören, denn selbst von Miklosichs sieben „Minimal-Merkmalen“ treffen in ihnen die Nummern 1, 3, 5 nicht zu – ganz zu schweigen von 7!

Letztlich bestätigt dieser Artikel die von Agnija V. Desnickaja bereits 1979 getroffene Feststellung zu den Bemühungen der Balkanologen um die theoretische Erarbeitung der mit der Typologie des Sprachbundes verbundenen Begriffe: „[...] kotoroje [...] svelos' k [...] tautologičeskim opredelenijam balkanizmov kak priznakov, prinadležaščich balkanskim jazykam, i balkanskich jazykov kak jazykov, obladajuščich balkanizmami“². Zu diesem „Grundbegriff“: Hier stellt Steinke fest, dass es sich „von vornherein um einen sehr dubiosen Terminus handelt“, da Sprachen sich nicht verbünden können, und er kommt zu dem akzeptablen, weiterführenden Schluss: „In Wirklichkeit ist also ‚Sprachbund‘ bestenfalls die Metapher für eine besonders intensive Form des Sprachkontakts in multilingualen Gemeinschaften“ (443).

Am Schluss stellt Klaus Steinke „die grundsätzliche Frage: Was bleibt von der Balkanlinguistik? Soll sie zugunsten der Südosteuropa- oder Eurolinguistik aufgegeben werden oder kann sie weiterbestehen?“ Die Antwort des Rezensenten darauf wäre mit einer Frage verbunden: Warum dürfen wir nicht beide Alternativen der Frage bejahen? Meines Erachtens könnte und sollte sie durchaus Teil sowohl der Südosteuropa-, als auch der Eurolinguistik werden und als Teildisziplin dennoch weiterbestehen. Im Grunde geht es auch jeder Teildisziplin der Arealen Linguistik doch darum, welche sprachlichen Merkmale von Nachbarsprachen in einer multilingualen Kontaktsituation zwischen nicht eng verwandten Idiomen übernommen werden und eventuell sogar typologisch weiterentwickelt werden können und welche die Hürde der Sprachgrenze nicht zu überspringen vermögen. Man dürfte sich dann aber in unserem Fall nicht auf die Findung von Merkmalen beschränken, die in allen Balkansprachen ganz gleich beschaffen sind – solche gibt es wohl überhaupt nicht –, sondern auch partielle Gemeinsamkeiten und gemeinsame Tendenzen erforschen, bis hin zu solchen, die nur zwischen zwei Nachbaridiomen bestehen. Derart sind ja z. B. die eurolinguistischen Forschungen von Haspelmath, die Hinrichs Artikel von 1999 voraufgehen. Man darf zunächst wohl auch keine Scheu davor haben, synchrone wie diachrone Erscheinungen einzubeziehen, wenn man sie nur als solche klar kennzeichnet. In einer fernerer Zukunft könnte man dann vielleicht zu theoretisch „saubereren“ Darstellungen gelangen – etwa „vergleichenden Grammatiken der Balkansprachen des 16.-17. Jahrhunderts“. Auch die Einbeziehung in eine umfassendere, zwischen Balkan- und Eurolinguistik stehende Südosteuropalinguistik hat ihre spezielle Berechtigung – vielfach können z. B. bei einem Vergleich der balkanslawischen mit den südslawischen Idiomen nördlich des Torlakischen letztere als „Tertium comparationis“ dienen. Wendet man aber die Methoden der Eurolinguistik auf die Balkansprachen an, wird sich in ihnen gewiss eine viel größere Dichte von Isoglossen zwischen nicht engverwandten Sprachen als in irgendwelchen anderen Regionen in Europa ergeben. Dieses Ergebnis wäre aber von prinzipieller Wichtigkeit für die Definition eines besonderen kulturellen und historischen Raums „Balkan“, die ja das Anliegen des vorliegenden Bandes ist, ganz abgesehen von der praktischen Bedeutung, dass

das bewusste Studium der Merkmale der Nachbarsprachen die Aneignung jeder einzelnen Balkansprache wesentlich erleichtert.

Eine Ergänzung dieser „internen Balkanlinguistik“ stellt HARALD HAARMANNs Beitrag „Externe Linguistik (Soziologie) der Sprachen des Balkans“ (453-465) dar. Er befasst sich u. a. mit dem Multilingualismus, mit dem Verhältnis von autochthonen und Immigrantensprachen – hier schlägt er einen Bogen von den Sprachen der vor Jahrhunderten eingewanderten Türken und Sepharden bis zur Flüchtlingsproblematik der Gegenwart – mit Sprachregelungen im Spiegel des Territorialprinzips und extern motivierten Standardisierungsprozessen und dem Kontakt- und Konfliktpotential der Balkansprachen. Soweit der Verfasser auch diese im Fluss befindlichen Prozesse in einen Rahmen einzuspannen versucht, kann er doch nicht einmal so wichtige Phänomene wie die Übernahme der „vereinheitlichten albanischen Standardsprache“ im Jugoslawien um 1970 tangieren, die ganz entscheidend von „externen“ Gegebenheiten abhing, ganz zu schweigen etwa von der Behandlung des Makedonischen im Nachkriegsbulgarien oder im Albanien der 1940er und 1950er Jahre.

Zwei weitere Beiträge desselben Autors beschäftigen sich mit Schriftsystemen: „Schriftsysteme des Griechischen und jüngere Schriften in Südosteuropa“ (467-483) und „Die Donauschrift und ihre Ableitungen“ (485-507). In diesem Komplex reicht die zeitliche Spanne sogar über viele Jahrtausende. Haarmann hat sich, wie das Literaturverzeichnis erweist, in den letzten Jahrzehnten besonders intensiv mit diesem Komplex beschäftigt, und er liefert in dem hier (merkwürdigerweise) als 2. Beitrag angeordneten Artikel einen willkommenen Überblick über den Forschungsstand zu den nunmehr in die Zeit zwischen ca. 5300 und ca. 3200 v. Chr. datierbaren, v. a. im Gebiet des heutigen Serbiens, Kosovos und Rumäniens auf Figurinen, „Miniaturaltären“, Weihgefäßen, Webutensilien und auch Tontäfelchen vorgefundenen Schriftzeichen, die heute als „Donauschrift(en)“ bezeichnet werden. Er zeigt, dass diese weltweit wohl ältesten – bildhaften und abstrakten – Zeichen nicht einfach Ornamente sind, sondern eine Schrift ergeben, die auf Logographie basiert, also lautunabhängig ist und der Wissenschaft daher eine Zuordnung zu natürlichen Sprachen nicht ermöglicht. Dennoch ergibt sich, dass u. a. die im griechischen Alphabet „neuen“ Zeichen ψ , χ und ξ wohl aus dieser alteuropäischen Quelle stammen. So kann Haarmann Zusammenhänge zu den Schriften im modernen Europa und besonders auf dem Balkan aufzeigen. Er beginnt jedoch den 1. dieser beiden Beiträge mit der Geschichte der sog. Linear B, die die Griechen von den Minoern (welche zuvor die sog. Linear A benutzt hatten) übernahmen, um dann mit der Adaptierung des Phönizischen ihr eigenes, dem System ihrer Sprache besser entsprechendes Alphabet zu schaffen, das dann seinerseits zum Vorbild der lateinischen und slawischen Schriften wurde. Haarmann wählt zudem – um die Kompliziertheit und Vielfalt des Balkans auch auf diesem kulturellen Gebiet an einem Beispiel darzustellen – von den Sprachen, die in der Folgezeit zwischen diesen drei europäischen Schriftsystemen schwankten, ausführlicher die rumänisch-moldauische Entwicklung aus, die bis in die unmittelbare Gegenwart reicht. Er hätte es mit wohl noch größerer Variabilität anhand der albanischen Schriftentwicklung, die er durchaus auch an-

führt, tun können, denn in dieser spielten ja nicht nur die drei erwähnten Systeme samt Mischformen, sondern auch die arabische Schrift und mehrere interessante Original-Alphabete eine gewichtige Rolle, ehe man sich doch bereits 1908 für das jetzt gültige, als für die Sprache einigermaßen adäquat zu bezeichnende, lateinische Alphabet entschied.

Einen Übergang von der linguistischen zur kulturwissenschaftlichen Abteilung des Bandes bildet SIEGFRIED TORNOWS „Mehrsprachigkeit und Diglossie auf dem Balkan“ (509-520). Es geht dem Autor im Hinblick auf die Mehrsprachigkeit weniger um die Darstellung der für diese Region in Europa einmaligen Vielfalt, obgleich er hervorhebt, dass es besonders die großen Städte wie Konstantinopel, Saloniki, Adrianopel, Plovdiv und Bitola waren, die sich bis zum 1. Weltkrieg durch ihre Mehrsprachigkeit auszeichneten. Vielmehr stellt er fest, dass als an die Religionen gebundene Idiome das Türkische, das Griechische und bis zu einem gewissen Grad das Kirchenslawische als weithin verbreitete „Leitsprachen“ fungierten. Zum Phänomen der Diglossie wesentlich scheint mir Tornows Erkenntnis, dass „die Umwandlung der zwei Fergusonschen Varianten [Low Variety: High Variety] in drei Stile ein ‚natürlicher‘ Prozess (sei), der sich sowohl bei den Russen als auch bei den Griechen und den Türken vollzog. Vielleicht liegt auch eine Beeinflussung vor“. Jedenfalls kann man darüber hinaus konstatieren, dass die Beendigung der Diglossie – wenigstens im Falle des Türkischen und Griechischen – offenbar mit dem Ende der intensiven Konvergenz der Balkansprachen zeitlich zusammengefallen ist.

IV.: Beim Bereich Volkskunde ist zunächst festzuhalten, dass zusammenfassende Darstellungen der materiellen wie auch der geistigen Kultur noch mehr als auf dem Gebiet der Balkanlinguistik oder -geschichte in den letzten Jahrzehnten völlig fehlen – trotz wesentlicher vergleichender Arbeiten zu Teilproblemen (erwähnt seien nur Dagmar Burkhart, Karl Kaser, Peter Mario Kreuter, Walter Puchner, Gabriella Schubert, die teils auch im vorliegenden Sammelband vertreten sind).

Der vorliegende Band kann diese Lücke natürlich nicht schließen. Immerhin nimmt dieser Teilbereich der Balkanologie aber doch einen großen, repräsentativen Raum ein. DAGMAR BURKHART fasst in „Kulturraum Balkan“ (521-539), ganz ähnlich wie in vielen der oben vorgestellten historischen Beiträgen, die „Divergenz von Außen- und Innenansicht des historischen Kulturraums“ zusammen: „Während die stereotypisierte Außenansicht und die negative Innenansicht den ‚Balkan‘ als Topos für Primitivismus oder vorrationale Instabilität einschätzt, tendiert die positive Innenansicht zu einer Stilisierung des Kulturraums Balkan als ‚Wiege der europäischen Kultur‘ oder zu Retter- und Opfertheorien“ (538). Der Beitrag bringt auch einige Beispiele für die „Balkanität des Kulturraums als West-Ost-Hybride“, u. a. die Donau als ein die Erzählungen und Mythen des Balkans durchdringendes „herausragendes Kulturphänomen“. Hier könnte ergänzend angemerkt werden, dass dieser Strom neben seiner konkreten, geographischen auch eine symbolische Bedeutung hat: Im Albanischen steht neben dem allgemein üblichen Namen Danub-i in den epischen Liedern des Nordens eine besondere, nämlich die türkische Bezeichnung Tun/ë-a und trägt dort als solche ganz ähnliche Funktionen wie in den südslawischen Beispielen, die Burkhart v. a. zur Illustrierung anführt.

Einen weiten Bogen von allgemeinen Begriffen wie Oralität und Literalität bis zu den Witzen der Nachwendezeit schlägt GABRIELLA SCHUBERT in ihrem Beitrag „Volksliteraturen des Balkans, insbesondere der Südslawen“ (541-587). Wenn auch die Südslawen im Zentrum ihrer Aufmerksamkeit stehen, hat die Autorin die Volksliteratur der anderen Völker – besonders der Albaner und Rumänen – ebenfalls gebührend berücksichtigt. Die für den Balkan, in dem die Oralität bis in die letzte Zeit gegenüber dem übrigen Europa noch durchaus lebendig war, besonders charakteristischen Gattungen – die epischen Lieder, die wegen der Durchdringung christlicher und muslimischer Elemente kennzeichnend sind, aber auch die überall weitgehend parallelen Balladenstoffe und die durch die gleichen „Kristallisationsfiguren“ im Bereich des Schwanks wie Nasreddin Hodscha, der Pope, der Schlaue Peter u. a. – werden ebenso kenntnisreich beschrieben wie die nunmehr auch im europäischen Südosten als Gattungen der Volksliteratur dominierenden Witze und Aphorismen, in denen die parallele Geschichte in den sog. „Ostblock- und Nachwendewitzen“ ihren Niederschlag gefunden hat. Die überall auf dem Balkan bedeutende Rolle der noch lebendigen Folklore scheint dann auch eine der wenigen wirklich fassbaren gemeinsamen Eigenschaften des schwierigen Themas der „Literaturen des Balkans“ zu sein, dem sich ANDREA MEYER-FRAATZ zuwendet (589-603). Innerhalb der Entwicklung der slawischen Literaturen, deren Zahl sich während des letzten Jahrhunderts von drei auf sechs erhöht hat, kann die Verfasserin zwar eine gemeinsame, wenn auch unterschiedlich gewichtete Bindung an die altslawische und eine Hinwendung zur russischen Literatur aufzeigen. Ähnlichkeiten lassen sich in den meist gegen die osmanische, zum geringen Teil auch habsburgische Fremdherrschaft gerichteten Wiedergeburtsbewegungen, in der verschieden starken Gängelung durch den sozialistischen Realismus und in der Existenz von Exilliteraturen erkennen, aber „im Detail ergeben sich [...] immer wieder, und je weiter man in der Literaturgeschichte voranschreitet, desto erheblichere Unterschiede“ (602). Die durchaus interessanten Querverbindungen z. B. der albanischen zur rumänischen oder griechischen Literatur konnte die Verfasserin naturgemäß nur andeuten. Ihre Bemerkung allerdings, dass die albanische Literatur „seit ihrem Aufkommen gespalten ist in zwei schriftsprachliche Varianten“, darf nicht unwidersprochen bleiben – zwar gilt sie für die Anfänge und bis in die 1960er Jahre, aber trotz der durchaus bestehenden Unterschiede zwischen Albanien und Jugoslawien bzw. Kosovo kann man doch seit 1968 wenigstens von einer weitgehend einheitlichen schriftsprachlichen Grundlage ausgehen. GABRIELLA SCHUBERT gibt uns in „Volkskulturen / Alltagskulturen des Balkans“ (605-629) zunächst einen Überblick über die weitgehend „von einem ahistorischen, statischen Kulturkonzept ausgehenden“ Erforschung der Volkskultur des Balkans bis zu dem in den 1960er Jahren von Hermann Bausinger initiierten „Paradigmenwechsel in der volkskundlichen Theorie“ (606) und stellt als das „Ziel der aus der Volkskunde hervorgegangenen Empirischen Kulturwissenschaft und Europäischen Ethnologie, Alltagskultur als soziales Ordnungs- und Handlungssystem in Gegenwart und Vergangenheit mit Hilfe einer methodischen Vielfalt [...] zu untersuchen“ (607) und dabei interdisziplinäre – u. a. auch die Sprachwissenschaft einbeziehende Forschung zu praktizieren. So verfolgt die Verfasserin die Volks- bzw. All-

tagskulturen im historischen Kontext – die orientalische Lebensweise in den Städten, das Zusammenleben von Christen und Muslimen, aus dem sich gemeinsame Wertekonzepte entwickelten. Diese Einheitlichkeit wird gerade in der parallelen, naturgemäß jeweils unterschiedlichen Blickweise auf die muslimischen und christlichen Helden in der für Südslawen wie auch Albaner so charakteristischen Volksepik deutlich. Derart ergaben sich im Zuge der Europäisierung und Modernisierung während des 19. und 20. Jh.s balkanspezifische Spannungen, die sich in einem von Sundhaussen „Fassadenmodernisierung“ genannten Phänomen äußerten. Bestimmte charakteristische Merkmale der Alltagskultur im Sozialismus und in der Nachwendezeit, die Gabriella Schubert bereits in ihrem Beitrag zur Volksliteratur angedeutet hat, werden hier noch einmal behandelt.

Einen wichtigen Wissenschaftszweig, die Erforschung der „Familien- und Sozialstrukturen auf dem Balkan“, der wesentliche Merkmale z. B. des Brauchtums der Balkanvölker überhaupt erst auf eine gesicherte Grundlage stellen kann, bietet KARL KASER (633-647), dem es v. a. zu verdanken ist, dass die Balkanfamilienforschung in den letzten Jahrzehnten viel erreicht hat. Im Beitrag dargestellt werden u. a. die Relation der elementaren zur multiplen Familie, ihr Bezug zur staatlichen Zugehörigkeit und zur Religion, die unterschiedliche Ausgestaltung des Erbrechts, Fertilität und Mortalität bei den verschiedenen Ethnien, Probleme der Bodenknappheit und Zwang zur Emigration.

Eine wichtige Ergänzung zu dieser Problematik bietet GABRIELLA SCHUBERT in „Entwürfe von Männlichkeit und Weiblichkeit auf dem Balkan in ihren wesentlichen Entwicklungslinien“ (648-666). Sie kann – wenigstens für den südslawischen Bereich – auf beginnende Gender Studies verweisen und zeigt, dass sich die bekannten vormodernen Männlichkeits- und Weiblichkeitskonzepte, die sie wiederum anhand der Heldenepik veranschaulicht, trotz gegenläufiger Tendenzen in der Zeit des Sozialismus, noch immer vornehmlich nach tradierten Mustern richten. Schubert spricht u. a. mit Prostitution und Frauenhandel auch heikle und für die Gegenwart Südosteuropas relevante Themen aus dem Bereich des Verhältnisses der Geschlechter an.

Einen der nach Meinung des Rezensenten für den nicht eng spezialisierten Balkanologen wichtigsten und faktenreichsten Beiträge liefert KLAUS BUCHENAU: „Religionen auf dem Balkan. Identität und Praxis vom Mittelalter bis in die Gegenwart“ (667-690), denn er macht überzeugend deutlich, wie „im Falle des Balkans Religion, Politik und Ideologie bis in die Gegenwart stark miteinander verwachsen sind, so dass insbesondere die orthodoxen Nationalkirchen und in gewissem Maße auch die islamischen Strukturen der Region relativ häufig im Fokus allgemeiner historischer und politischer Überlegungen stehen.“ Erwähnt wird, dass es von vornherein Bestrebungen der serbischen und bulgarischen Herrscher nach eigenständigen Kirchenorganisationen gab. Als ein besonderes Spezifikum des Balkans macht der Autor die Konkurrenzen der einzelnen südslawischen und der rumänischen nach Autokephalie strebenden Nationalkirchen untereinander und mit dem griechisch geprägten Ökumenischen Patriarchat in Konstantinopel unter dem Dach des Osmanischen Reichs deutlich. Dieses verstand sich seinerseits als theokratisches Staatswesen, und so hatte der Verfasser auch auf die differenzierte Herausbildung eines balkanischen Volksislams einzu-

gehen, der auch nach den v. a. pragmatisch begründeten Massenkonzersionen bei Bosniern und Albanern – hier v. a. in Gestalt des Bektaschi-Ordens – immer in einem engen Verhältnis zu den christlichen Nachbarn blieb. U. a. wird so auch die ganze Problematik des zerfallenden Jugoslawiens in ihrer Verwobenheit mit den Religionen recht anschaulich dargestellt. V. a. aus albanologischer Sicht (Verhältnisse bei den Italoalbanern) hätte man sich vielleicht auch hier (vgl. oben bei der Besprechung des Artikels von Thede Kahl) ein etwas stärkeres Eingehen auf die Besonderheiten der unierten Kirchen gewünscht, die Buchenau im Zusammenhang mit der Entwicklung bei den Rumänen erwähnt.

In gewissem Sinne bildet eine Ergänzung dazu PETRA HIMSTEDT-VAIDS Artikel „Volks-glaube auf dem Balkan“ (691-731), denn er zeigt den synkretistischen, Elemente der beiden monotheistischen Religionen mit vorchristlichen Vorstellungen verbindenden Charakter dessen, „was das Volk [auf dem Balkan] in Bezug auf die außer- und übernatürliche Welt für wahr hält“ (690). Die Verfasserin stellt die bei allen Balkanvölkern bekannten Gestalten dieses Volksglaubens dar: Dämonen, Nymphen, Schicksalsfrauen und Vampire, und sie weist nach, dass viele der alten Vorstellungen des Volkes noch heute lebendig sind. Eng verbunden mit ihnen sind die Prophylaxe und die Heilmethoden bei vielerlei Krankheiten, und auch der Glaube an den Bösen Blick ist durchaus noch nachweisbar. Einer eigentlich erst im letzten Jahrhundert gestellten Frage, ob es auch auf dem Gebiet der bildenden Kunst spezifische Gemeinsamkeiten der Balkanvölker – besser wohl hier der Völker Südosteuropas – gibt, geht TATJANA PETZER in „Balkankunst“. Bildende Kunst und Geoästhetik des Balkans“ (733-751) nach. Sie macht im Wesentlichen drei Argumentationslinien aus: „die Bestimmung eines eigenständigen Kulturkreises, die Gewichtung kultureller Einflussfaktoren und die Aufwertung der slavisch-byzantinisch-orientalisch geprägten Balkankultur gegenüber der Mittelmeerkultur.“ Sie zeigt, dass hier v. a. der (später) jugoslawische Raum mit dem Auftreten bekannter Künstler wie des Kroaten Ivan Meštrović mit der Einbindung von „Balkantopoi“ wie der Gestalt des Serbenfürsten Lazar in ihr Schaffen eine internationale Aufwertung erfuhr und stellt v. a. die Rolle Belgrads als des wichtigsten Zentrums der südosteuropäischen Avantgarden in den 1920er Jahren heraus, an die sogar auch nach dem Zerfall Jugoslawiens Künstler der Neo-Avantgarde und der Retro-Avantgarde in zwei Wellen anknüpfen konnten. Als eine besondere, für den südslawischen Raum und darüber hinaus für den Balkan charakteristische Richtung sieht sie die „Geoästhetik“, die künstlerische Verwendung von verfremdeten Landkarten und dergleichen.

Der Volkskundler und in Südosteuropa führende Theaterwissenschaftler WALTER PUCHNER bietet eine knappe Zusammenfassung seiner eigenen Forschungsergebnisse in „Theater und Theaterwissenschaft auf dem Balkan“ (753-770; mit einem besonders reichen Literaturverzeichnis). Er geht zunächst davon aus, dass „komplexere Formen des Volksschauspiels in den katholischen und protestantischen Bereichen zu finden“ sind, „kaum in orthodoxen oder islamischen; dies hängt mit der feindlichen Stellung der Frühkirche gegenüber den Schauspielen zusammen bzw. dem islamischen Darstellungsverbot“ (753). So ergibt sich auf diesem Gebiet der Volkskultur von vornherein ein Gegensatz zwischen Südosteuropa und dem engeren Balkanraum, dem hier freilich Serbien und Bosnien zuzu-

ordnen sind. In diesem Raum kommt es erst nach der Loslösung vom Osmanischen Reich zu Amateuraufführungen. Bei der Entwicklung der nationalen Theaterkulturen bilden sich große Strukturdifferenzen heraus; diese „begünstigen [...] kaum eine gemeinsame Behandlung, wie dies etwa in der Balkanlinguistik der Fall ist“ (757). So kann der Verfasser nur relativ knappe, aber doch in dieser Zusammenstellung sehr instruktive Einzeldarstellungen liefern. „Eine umfassende Aufarbeitung und Inbezugnahme der nationalen Theatergeschichten im Sinne der Balkankomparatistik bleibt daher ein Forschungsdesiderat für die nächste Generation“ (764).

ECKEHARD PISTRICK kommt in „Musik des Balkans. Musiken des Balkans“ (771-787) zu einem zunächst ähnlich scheinenden Ergebnis: „Eine panbalkanische Populärmusik, basierend auf einer gemeinsamen Gruppenidentität, ist nicht eindeutig nachweisbar. Obwohl es auf dem Balkan verschiedene parallele musikalische Phänomene und parallele musikhistorische Entwicklungen gibt, plädieren wir an dieser Stelle für einen vorsichtigen Einsatz dieses verallgemeinernden Begriffs und bevorzugen stattdessen ‚Musiken des Balkans‘“. Möglicherweise wäre aber – ähnlich wie wir es auf dem Gebiet der Linguistik sehen – die Konzeption eines Konvergenzareals auch auf dem Gebiet der Volksmusik hilfreich: Sie würde auch auf diesem Gebiet – entsprechend den Isoglossen – durch eine überdurchschnittlich große Menge an sprachgrenzenüberschreitenden, aber nur einen Teil des „engeren“ Balkans umfassenden Ausbreitungslinien charakterisiert, die bestimmte musikalische Phänomene umschließen. Gewiss – hierzu müsste zunächst die Dichte solcher interferenzbedingten Erscheinungen in anderen Regionen innerhalb des größeren Mittelmeerraums überprüft werden, damit man von einer Art „musikalischem Balkanbund“ (ähnlich problematisch wie im Bereich der Linguistik) sprechen könnte. Pistrick erwähnt etliche solcher Phänomene, genannt seien nur die griechisch-albanisch-aromunischen Mehrstimmigkeitsformen im Pindus-Gebiet, die Guslaren-Praxis im südslawisch-nordalbanischen Raum, die sich mit sprachgrenzenüberschreitenden linguistischen Merkmalen, etwa mit der Perfektbildung im Nordostgegischen, Westmakedonischen und Aromunischen oder der Existenz des Renarrativs / Admirativs im Balkanslawischen, Albanischen und Meglenorumänischen vergleichen ließen. Dazu kämen natürlich noch weiter verbreitete, vielleicht das gesamte Balkangebiet im engeren Sinne charakterisierende Erscheinungen wie die asymmetrischen bzw. zusammengesetzten Taktarten und die weitgehend vom osmanischen Erbe geprägte städtische Musik – ähnlich wie z. B. die im ganzen Balkanraum herrschende Parallelität der Futurbildung auf sprachlichem Gebiet.

Der Beitrag von ROBERT BORN trägt einen langen Titel: „Architektur auf dem Balkan. Wahrnehmung und historiographische Entwürfe vor dem Hintergrund der sich wandelnden Konstellationen der letzten beiden Jahrhunderte.“ Zu den, wie in den anderen kulturwissenschaftlichen Bereichen, das Gesamtbild prägenden Zeugnissen der byzantinischen und osmanischen Kultur tritt hier ganz wesentlich das Schaffen der Antike und Spätantike. Dem Autor geht es nicht so sehr um die Beschreibung der künstlerischen Leistungen der einzelnen Epochen und Baustile als vielmehr um ihre Wahrnehmung und Beurteilung durch die Wissenschaft und ihre Verbindung mit den politischen Interessen der einzelnen Staaten

und ihrer Gesellschaften. V. a. die gerechte Bewertung und die Bewahrung der islamischen Denkmäler ist in der letzten Zeit deutlicher festzustellen.

Dem Artikel „Medien auf dem Balkan“ (813-830) von ALEKSANDRA SALAMUROVIĆ „liegt [...] ein kulturwissenschaftlicher Ansatz zugrunde, der v. a. der Frage nach dem Verhältnis zwischen Medien als kulturellkommunikativen Agenten und den kollektiven Sinnbildungsprozessen nachgeht“ (813). Dabei steht die Entwicklung der Presse, die bei den südosteuropäischen Völkern Ende des 18. bis ins 19. Jh. im Ausland begann, im Zentrum. Insgesamt haben die Medien in allen Balkanstaaten – ausführlicher werden die serbischen beschrieben, die ja durch die NATO-Angriffe im Jahre 1999 einen Sonderfall darstellen – bis in die Gegenwart eine nationale, identitätsstiftende Rolle, so dass länder- oder ethnienübergreifende, also „balkanologisch interessante“ Gesichtspunkte eher zweitrangig erscheinen. Zum Schluss meldet sich Klaus Steinke noch einmal zu Wort. In seinem Beitrag „Institutionalisierung der Balkanwissenschaften weltweit“ (831-844) konzentriert er sich auf drei Aspekte: 1. auf die Wegbereiter der Balkanologie und überragende Vertreter der Disziplin, 2. auf grundlegende Manifestationen der Disziplin in Form von Monographien, Zeitschriften und Kongressen sowie schließlich 3. auf ihre Etablierung im akademischen Bereich, wozu die Abhaltung einschlägiger Lehrveranstaltungen, die Einrichtung von Studienrichtungen und die Gründung von Balkan-Instituten gehören (831). Diese drei Aspekte werden ausführlich behandelt, und Steinke schließt seinen Beitrag mit der Forderung nach einer „zuverlässigen Förderung [...], die nicht von der jeweiligen politischen Konjunktur abhängt. Nur so sind solide und nachhaltige Forschung sowie eine adäquate Vermittlung ihrer Erkenntnisse möglich. Dazu gehören auch die Förderung und Institutionalisierung balkanologischer Forschung und Studiengänge“ (843).

Fassen wir zusammen: Im Ganzen fällt auf, dass dieser Band, der in keiner Bibliothek der an Südosteuropa Interessierten fehlen dürfte, im Vergleich zu anderen in den letzten Jahrzehnten veröffentlichten Sammelbänden über diese Region, der Sprachenproblematik einen recht kleinen Raum einräumt. Das mag v. a. daran liegen, dass erst 1999 das noch umfangreichere Kompendium „Handbuch der Südosteuropa-Linguistik“ erschienen ist – ebenfalls von Uwe Hinrichs, einem der Herausgeber des vorliegenden Bandes, im Harrassowitz Verlag in der Reihe „Slavistische Studienbücher. Neue Folge“ herausgegeben. Ein großer Teil der Autoren dieses Bandes vom Ausgang des 20. Jh.s begegnet uns in der vorliegenden Veröffentlichung erneut. Die Einschränkung im linguistischen Bereich mag aber auch daran liegen, dass sich der Forschungsschwerpunkt der Südosteuropaforschung im deutschsprachigen Raum seither doch merklich von der Sprachwissenschaft zur Zeitgeschichte und Kulturwissenschaft hin verschoben hat; das geht auch deutlich aus Steinkes abschließendem Beitrag hervor. Viele der oben besprochenen Beiträge zeigen jedoch, dass diese beiden Gebiete letztlich nicht zu trennen sind, sondern sich gegenseitig befruchten sollten. Gerade die Erforschung des mehrfach angesprochenen Spannungsverhältnisses zwischen „Südosteuropa“ und „Balkan“ – auch in der Einbeziehung dieser sich überlappenden Gebiete in eine übergreifende Europaforschung – verspricht wichtige Erkenntnisse.

Jena, Meißen

Wilfried Fiedler

¹ Uwe HINRICHS, Die sog. ‚Balkanismen‘ als Problem der Südosteuropa-Linguistik und der Allgemeinen Sprachwissenschaft, in: DERS. (Hg.), Handbuch der Südosteuropa-Linguistik. Wiesbaden 1999 (Slavistische Studienbücher. Neue Folge, 10), 429-462.

² Agnija V. DESNICKAJA, O sovremennoj teorii balkanističeskich issledovanij, in: Problemy sintaksisa jazykov balkanskogo areala. Leningrad 1979, 3-15, bes. 12: „die zu tautologischen Definitionen der Balkanismen als Merkmale, die den Balkansprachen eigen sind und der Balkansprachen als Sprachen, die Balkanismen besitzen, geführt haben“.